www.biblische-lehre-wm.de
Version 16. April 2020

Pawel Smoljonyj

Erzählung eines ehemaligen Räuberhauptmanns

© Werner Mücher
Übersetzung aus dem Russischen
Verbreitung Christlicher Schriften, Biel 8 (Schweiz)
Sprachliche Bearbeitung: Werner Mücher

Seinen Spitznamen Smoljonyj[1] erhielt Pawel, als er acht Jahre alt war, und zwar unter besonderen Umständen, von denen später noch die Rede sein wird. Sein eigentlicher Familienname war *Tichomirow*. Er war der Sohn eines Bauern in einem der ärmsten Dörfer des Verwaltungsbezirks Mogilew. Die Familie bestand aus Vater, Mutter und zwei kleinen Kindern – der zehnjährigen Schura und dem achtjährigen Pascha. Sie lebten in Eintracht, waren nach rechtgläubiger Art religiös und erfreuten sich nicht nur der Achtung der Bewohner ihres eigenen Dorfes, sondern auch des ganzen Kirchspiels.

An Feiertagen besuchte sie sogar der Ortsgeistliche, um mit dem Vater Karten zu spielen. Sie spielten nicht um Geld, sondern lediglich zum Zeitvertreib, bald *Duratschki* (*Schafskopf*), bald das sogenannte *Nasenspiel*, bei dem es üblich war, den der Verlierer mit den Karten auf die Nase zu schlagen. Wenn einer der beiden Spieler Geld bei sich hatte, wurden die Kinder geschickt, Branntwein zu holen. So gerieten alle in eine fröhliche Stimmung, und der Priester, allgemein *Väterchen* genannt, pflegte dann zu sagen: „Mit Maß trinken ist keine Sünde. Sogar der Herr Jesus hat die Freude geliebt und auf der Hochzeit zu Kana das Wasser in Wein verwandelt.“

Die Kinder standen dabei und beobachteten mit Interesse, wie sich die Nase des Priesters allmählich rötete, sei es vom Branntweingenuss oder von den Kartenschlägen, die ihm der Vater, der meistens das Spiel gewann, geschickt verabreichte. Der gutmütige Priester sagte dann mit krächzender Stimme: „Wer bis ans Ende ausharrt, der wird errettet; auch an mich wird einmal die Reihe kommen; dann nimm dich in acht, mein Lieber; es steht geschrieben: ‚Seid niemand nichts schuldig‘ und: ‚Mit welchem Maß ihr messt, wird euch gemessen werden.‘“

Doch gar bald nahm dieses fröhliche Leben ein Ende. Mehrere aufeinanderfolgende Missernten zwangen die Bauern des Dorfes Sosnowka, an die Übersiedlung nach Sibirien zu denken. In Gruppen besprachen sie diese Angelegenheit, und endlich beschloss man, Bo-

---

[1] *Smoljonyj* heißt „Schmierfink“. Eine andere Erklärung ist, dass man bei dem Namen eher an ein offenes Lagerfeuer und an „verrußt, verkokelt“ oder nach Tabakrauch riechend denken sollte.

ten zu senden, die in einem der sibirischen Verwaltungsbezirke ein geeignetes Stück Land ausfindig machen sollten. Auch Tichomirow wurde al Landsucher bestimmt, weil er ein kluger und geschickter Mann war.

Nach drei Monaten kamen die Boten zurück. Sie hatten im Verwaltungsbezirk Tomsk Land gefunden. Nachdem die Übersiedler ihr Hab und Gut veräußert hatten, begaben sie sich auf den Weg. In einem der vielen langen Übersiedlungszüge nahmen die Bauern aus Sosnowka einige Wagen ein. Das geschah im Jahre 1897.

Während der Fahrt hatten die nur langsam vorwärtskommenden Züge einige längere Aufenthalte auf den Umsteigebahnhöfen Samara, Tscheljabinsk und Omsk. Wochenlang mussten die Übersiedler hier auf die Züge zur Weiterreise warten und Tag und Nacht in den engen Bahnhofsräumen auf dem Fußboden liegend zubringen. Das kochende Wasser in den Behältern reichte nicht für alle aus; das warme Essen in den Büfetts konnten sie sich nicht leisten. So stürzten sich daher die armen, hungrigen Menschen auf getrocknete Heringe und gedörrte Fische und tranken dazu ungekochtes Wasser. Die Folge war, dass sich zuerst Magenerkrankungen und dann Cholera einstellten.

Es wurden hauptsächlich Erwachsene von der Epidemie befallen. Auf der letzten Strecke vor Tomsk erkrankte auch Tichomirow. Alle Anzeichen deuteten auf Cholera hin. Zum Entsetzen seiner Frau und der Kinder wurde er auf einer Station aus dem Zug geholt und in eine Baracke für ansteckende Krankheiten gebracht. Selbstverständlich verließ auch Frau Tichomirow mit den Kindern den Zug und richtete sich unweit der Baracke hinter den an der Eisenbahnstrecke aufgestellten Schneeschutzwänden ein, um sich täglich nach dem Befinden ihres Mannes zu erkundigen. Mit jedem Mal wurden die Nachrichten trauriger.

So vergingen drei Tage, da erklärte die von Leid geschlagene Mutter ihren Kindern, dass sie auch krank sei. Eine herzzerreißende Szene folgte, als die Krankenträger den weinenden Kindern die geliebte Mutter entreißen mussten. Mit ihr verloren sie die letzte Stütze. Schweren Herzens trennte sich die Mutter von ihren Kindern, denn

sie ahnte, dass sie die Kinder nie wiedersehen würde. Aber schrecklicher als der Tod war für sie der Gedanke, dass ihre geliebten Kinder nun in einer fremden Gegend vollkommen verwaist sein würden.

Nun wurde auch die Mutter in die Baracke gebracht. Schreiend liefen die Kinder hinter den Trägern her, bis die schwere Barackentür vor ihnen zugeschlagen wurde. Wie einsam und unglücklich kamen sich nun Schura und Pawel vor! Wie unsinnig rannten sie um die Baracke, bald nach dem Vater, bald nach der Mutter rufend ... Als Antwort bekamen sie nur die rohen Zurufe der Wächter zu hören, die ihnen mit Schlägen drohten, falls sie nicht von der Baracke verschwinden würden. Aber die Kinder hörten nicht auf, zu schreien und um Einlass zu flehen. Sie wollten mit den Eltern sterben, ohne die sie nicht mehr leben wollten. So liefen sie bis zum späten Abend um die Baracke herum, und erst die kalte Nacht zwang sie, an die warmen Kleider zu denken, die sie mit den andern Sachen bei den Schneeschutzwänden zurückgelassen hatten. Als sie dort ankamen, wo sie zuletzt mit ihrer Mutter vor deren Erkrankung gehaust hatten, fanden sie auch nicht die Spur von dem Gepäck: Anscheinend hatte es irgendjemanden nach den ärmlichen Habseligkeiten der Übersiedler gelüstet ...

Die Kinder verkrochen sich zwischen die Schneeschutzwände und schmiegten sich eng aneinander, um sich einigermaßen zu wärmen. Schura war als die Ältere sehr um ihr Brüderchen besorgt; bis zum Tagesanbruch tat sie kein Auge zu, und die Nacht kam ihr wie eine Ewigkeit vor. Kaum war Pascha erwacht, da eilten die Kinder wieder zur Baracke. Der erste Wächter, den sie dort trafen, sagte zu ihnen: „Kommt nicht wieder, heute Morgen haben wir die Leiche eures Vaters hinausgetragen, und auch eure Mutter wird wohl heute noch sterben.“ Es war unmöglich, die Kinder zu bewegen, sich von der Baracke zu entfernen. Immer wieder schauten sie durch die Fenster und riefen nach der Mutter. Sollte denn ihre vertraute Stimme für immer schweigen, würde auch sie am Abend nur eine kalte Leiche sein?

Ja, am Abend erfuhren sie, dass auch die Mutter gestorben war. Sich gegenseitig umarmend, saßen sie bei den Schneeschutzwänden und weinten bitterlich. In dieser Nacht schlief auch Pascha nicht, er

weinte unaufhörlich und sehnte sich nach den geliebten Eltern. Mit dem Rücken den Schneeschutzwänden zugewandt, schaute er auf die sich in der Ferne verlierenden Eisenhahnschienen und durchlebte noch einmal in seiner Kindesvorstellung qualvoll all die schrecklichen Ereignisse der letzten Tage. Endlich sagte er, als er den herannahenden Zug erblickte: „Schura, ich will nicht mehr leben ohne Vater und Mutter. Komm, wir legen uns auf die Schienen. Die Lokomotive soll uns zerdrücken, dann sind wir tot. Wozu sollen wir noch leben? Wem können wir noch etwas nützen?“

Bei diesen Worten ergriff Pascha seine Schwester bei der Hand und zerrte sie zum Bahnkörper, Schura wurde vom Entsetzen gepackt. Sie umarmte ihr Brüderchen und rief schluchzend: „Nein, um nichts in der Welt gehe ich unter den Zug und lasse auch dich nicht ... Ich fürchte mich ... Es ist schrecklich!“ – „Lass mich, ich laufe dann allein hin!“ schrie der Knabe.

Während sie noch miteinander redeten, brauste der Zug an ihnen vorüber. Pascha warf sich mit dem Gesicht auf die Erde und fing an, laut zu weinen: „Warum hast du mich zurückgehalten? Ich will nicht mehr leben!“ Sein verständiges Schwesterchen redete jedoch freundlich auf ihn ein, um ihn zu bewegen, von seinen finstern Gedanken zu lassen. Es dauerte lange, bis er endlich ruhig wurde und versprach, nicht mehr an den Tod zu denken und sie nicht allein auf dieser Welt zu lassen.

Daraufhin setzten sich die Kinder, eng aneinandergeschmiegt, wieder in ihren Schlupfwinkel und warteten den Tagesanbruch ab. Sie beschlossen, morgens zum Grab ihrer Eltern zu gehen. Unendlich lange zog sich die kalte Nacht für die frierenden und hungrigen Kinder hin. Als endlich der Morgen anbrach, eilten die beiden zum Friedhof, wo in einer besonders abgeteilten Ecke die an ansteckenden Krankheiten Verstorbenen beerdigt wurden. An der Pforte baten die Kinder den Friedhofgärtner um Einlass und fragten ihn nach dem Grabe ihrer Eltern. Aber derselbe antwortete ihnen in barschem Ton: „Wie viel Leichen sind allein in dieser Nacht hergebracht worden! Wie kann ich wissen, wen man hier beerdigt! Außerdem wirft man etwa zehn Tote in ein Loch, manchmal sogar zwanzig!“

Da sie nichts erreichen konnten, schauten sie mit verweinten Augen durch die Ritzen des Zauns zu den in unordentlichen Gruppen liegenden Grabhügeln aus nassem Lehm hinüber. Lange standen sie dort, weinend und auf die Gräber blickend, bis der Wärter sie forttrieb. Hand in Hand, vom Kummer niedergedrückt, gingen die Kinder schweigend zu den Schneeschutzwänden zurück, den Zeugen ihrer schweren Erlebnisse während der letzten fünf Tage und der Trennung von ihrer geliebten Mutter. Dieser Ort war für die beiden Waisen zur zweiten Heimat geworden. Unter dem Schutz der Wände fingen sie nun an zu überlegen, was sie weiter tun sollten. Bei dem Gedanken, dass sie nun in eine Waisenbaracke geraten könnten, wurde ihnen bange, und doch erkannten sie, dass das ihre Rettung vor dem Hunger sein würde, der sich mehr und mehr bemerkbar machte. Ihr geringer Lebensmittelvorrat sowie ihr letztes Bargeld waren ihnen mit dem Gepäck zusammen verlorengegangen.

«Wieviele Leichen sind allein in dieser Nacht hergebracht worden! Wie kann ich wissen, wen man hier beerdigt!»

Angst beschlich die einsamen Kinder; sie waren hungrig und froren. Hoch über ihnen sangen die Lerchen fröhlich ihre Frühlingslieder, die hellen Sonnenstrahlen vergoldeten alles ringsumher, nur in den Herzen der beiden Waisen war es dunkle Nacht. Das Leid hatte die Geschwister inniger miteinander verbunden. Schura versuchte, ihrem kleinen Bruder die Mutter zu ersetzen: Sie liebkoste ihn und tröstete ihn mit den Worten: „Wir wollen nicht verzagen, mein Lieber! Gott wird uns nicht verlassen!“

Die Kinder beschlossen, in das dem Bahnhof nächstgelegene Dorf zu gehen und um ein Stück Brot zu bitten, als sie plötzlich über sich einen rohen Zuruf hörten: „Was macht ihr hier? Wem gehört ihr?“ Vor ihnen tauchte ein unbekannter Mann in Uniform auf und sah sie forschend an. Sie wurden ganz verwirrt, so dass sie nicht sofort sagen

konnten, dass sie Kinder von Übersiedlern seien und dass sie ihre Eltern erst kürzlich verloren hätten. Der Unbekannte befahl ihnen, ihm zu folgen und führte sie in das Verteilungslager. Hier wurden sie sofort für die Waisenbaracke bestimmt, wohin sie ungern gewollt hatten, weil ihnen da die Trennung drohte; denn die Baracke für Mädchen befand sich einige Bahnstationen von hier entfernt. Aber ungeachtet der Bitten und Tränen der Kinder wurde Pascha nach der etwa drei Kilometer entfernten Baracke für Knaben gebracht, während Schura mit dem nächsten Zug bis zu jener Station fahren musste, in deren Nähe die Mädchenbaracke lag.

Man kann sich leicht den Trennungsschmerz der Kinder vorstellen; verlor doch jedes in dem andern alles, was ihm auf dieser Erde noch teuer war. Pascha kam in eine Baracke, in der bereits dreihundert Knaben untergebracht waren. Viele von ihnen lebten hier schon lange. Sie hatten sich an die neuen Verhältnisse gewöhnt und waren recht ausgelassen. Mit Späßen, derben Püffen und Stößen wurde der Neuling von den Knaben begrüßt. Bereits nach einer Woche beschäftigte Pascha nur noch der Gedanke an eine Flucht aus der Baracke. Die ganze Umgebung, die Gleichgültigkeit gegenüber den Noten der Kinder, die Rohheit vieler Zöglinge, ihr Zank und Streit sowie die widerliche Fastensuppe zu jeder Mahlzeit waren ihm unerträglich. Nun wartete er auf einen geeigneten Augenblick für die Flucht. Es war den Knaben verboten, die Baracke ohne Begleitung zu verlassen.

Aber Pascha durfte nicht warten. In einer dunklen Nacht ging er hinaus, kletterte an einer niedrigen Stelle über den Bretterzaun und lief wie gehetzt in die der Eisenbahnstrecke entgegengesetzte Richtung. Etwa fünf Kilometer von der Baracke entfernt begann der große Wald. Hier angekommen, fühlte sich Pascha etwas beruhigter. Jetzt lief er nicht mehr, sondern ging, stets bemüht, den Waldrand nicht aus den Augen zu verlieren, um sich nicht zu verirren und sich doch möglichst schnell von der Baracke zu entfernen. Lange wanderte er so dahin. Endlich übermannte ihn die Müdigkeit, er legte sich unter einen Baum und schlief bald ein. Nachts träumte er, dass man ihn eingeholt und in die Baracke zurückgebracht hätte. Dort schlug man

ihn und goss ihm unaufhörlich die widerliche Fastensuppe in den offenen Mund.

Die warme Frühlingssonne stand bereits hoch am Himmel, als der kleine Flüchtling erwachte. Der vielstimmige Gesang der Vögel betäubte ihn förmlich, und es hatte den Anschein, als wollten die gefiederten Sänger sich mit ihrer Kunst vor dem Eindringling in ihr grünes Reich brüsten. Pascha richtete sich auf und überlegte, was er nun machen sollte. Er beschloss, in sein Heimatdorf Sosnowka zu gehen. Den Namen seines Verwaltungsbezirks hatte er noch nicht vergessen. Wie gut hatte er es einst in Sosnowka gehabt! Er erinnerte sich noch an das herrliche Flüsschen, in dem er mit den andern Kindern zusammen gebadet und Fische geangelt hatte ...

Sehr gern hätte er noch vorher seine liebe Schwester gesehen. Doch wo und wie sollte er sie finden? Zudem war ihm der Gedanke schrecklich, dass man ihn finden und wieder in die Baracke zurückbringen könnte. So beschloss er, tapfer weiterzugehen, um möglichst weit von der widerlichen Baracke wegzukommen. Dann wollte er sich genau nach dem Weg in die Heimat erkundigen. Er ging den ganzen Tag, stets die Ansiedlungen meidend. Nur in einem Dorf bat er um ein Stückchen Brot.

Als die zweite Nacht hereinbrach, ging er tiefer in den Wald hinein, um dort zu übernachten. Er legte sich unter einen großen Baum und schlief fest ein. Vor Tagesanbruch wurde er durch einen Puff geweckt, und jemand rief ihm mit lauter Stimme zu: „Heda, steh auf, Kleiner! Was liegst du hier? Mit wem bist du hier?“ Als Pascha sich erhob, sah er vor sich drei kräftige, vom Kopf bis zu den Füßen bewaffnete Kerle und erschrak ordentlich. „Fürchte dich nicht, wir tun dir nichts. Erzähle, wie du hierhergekommen bist.“

Als Pascha merkte, dass diese Leute nicht aus der Baracke gekommen waren, erzählte er ihnen freimütig alles, was er erlebt hatte und wohin er gehen wollte. Sie hörten ihm aufmerksam zu. Der kühne und verständige Knabe schien ihnen zu gefallen. Nach kurzer Beratung beschlossen sie, ihn mitzunehmen. „Damit er nicht umkommt“, sagten sie. „Aus dem Jungen kann noch etwas Tüchtiges werden. Er

hat sich nicht gefürchtet, aus dem Waisenhaus zu fliehen, und jetzt wollte er sogar den weiten Weg in seine Heimat allein antreten! Wir müssen ihn nun noch nach unserer Art erziehen.“ Sie teilten ihren Beschluss dem Jungen mit, wobei sie ihre Lebensweise lobten und ihm versprachen, dass er es bei ihnen sehr gut haben sollte. Pascha wagte nicht zu widersprechen, denn er fürchtete sich vor diesen bewaffneten Männern. Er ging mit Ihnen in das Innere des Waldes. Auf einer Lichtung wartete ein kräftiger Bursche mit gesattelten Pferden auf sie. Er griff Pascha unter die Arme, setzte ihn vor sich auf sein Pferd, und sie trabten davon.

Nach langem Ritt auf gewundenen Waldwegen hielten sie endlich an. Die Pferde wurden abgeführt während sie selbst, Pascha hinter sich herziehend, in gebückter Haltung durch eine Öffnung schlüpften, die sich aus vom Sturm geknickten Bäumen gebildet hatte. Nachdem sie einige Minuten durch den dichten Wald gegangen waren, tat sich vor ihnen eine Lichtung auf. Hier befanden sich etwa zwanzig Personen, größtenteils bewaffnete Männer und einige Frauen. Aller Augen richteten sich auf den mitgeführten Jungen, der schmutzig und abgerissen war. Er wurde sofort mit Fragen überschüttet: Wer er sei, woher er komme und so weiter. Einer der Männer, anscheinend der Anführer der Bande, fragte ihn: „Wie heißest du?“ – „Pascha, Pawel“, antwortete der Knabe mit fester Stimme. „Und wie lautet dein Familienname?“ – „Tichomirow.“ – „Der Name passt nicht zu uns; du wirst von nun an *Smoljonyj* heißen, da du so dreckig und schmierig aussiehst“, sagte der Anführer scherzend. Seit der Zeit nannte man ihn nicht anders als *Smoljonyj*, Der neue Familienname gefiel allen sehr. Pascha wurde nun klar, dass er in eine Räuberbande geraten war. Allmählich wurde er mit dem neuen Leben vertraut und fand schließlich sogar Gefallen daran. Die sorglose Freiheit, das gute Essen und die fröhliche, angeheiterte Stimmung – das alles stimmte ihn für diese Leute günstig, und er hörte auf, an Sosnowka zu denken. Nur seine Schwester Schura konnte er nicht vergessen, und oft trauerte er um sie, da er annahm, dass sie nicht mehr am Leben sei.

Der kleine Smoljonyj wurde bald der Liebling aller Räuber und diente ihnen zum Zeitvertreib. Er wiederum interessierte sich lebhaft für ihre Abenteuer und wartete ungeduldig auf jede neue Beute.

Von Tag zu Tag wurde er vertrauter mit dem neuen Leben und vergaß bald, was ihm seine Eltern einst über die Sünde des Stehlens gesagt hatten. Es war ihm sogar angenehm, die geraubten Sachen zu betrachten und den Erzählungen der Räuber zu lauschen, wenn sie von ihrer *Arbeit*, wie sie ihr böses Handwerk nannten, zurückkehrten.

Es vergingen acht Jahre, und der sechzehnjährige Smoljonyj nahm bereits tätigen Anteil an den Raubzügen und Plünderungen der Bande. Wegen seiner Tapferkeit, Gewandtheit und Auffassungsgabe wurde er bald der Gehilfe des Anführers. Ihre *Arbeit* jagte der Bevölkerung in einem Umkreis von etwa hundert Kilometern Schrecken ein. Die dichten Wälder ermöglichten es ihnen, ihr Werk ruhig weiterzutreiben. Es schien, als könne sie niemand finden und ihre Tätigkeit stören. Sie beraubten jeden, der ihnen in die Hände fiel, und nicht selten verübten sie sogar Morde.

„Du wirst von nun an *Smoljonyj* heißen.“

Doch jedes Ding währt seine Zeit. Ein für die Räuber ganz einfacher Fall brachte unerwartet einen völligen Umschwung in ihr Leben. Es war Spätherbst. Ein Teil der Bande, mit Smoljonyj an der Spitze, überfiel zwei Männer, die durch den Wald gefahren kamen, tötete und raubte sie aus. Die Räuber entführten die Pferde und nahmen auch die Kleider und Stiefel der Ermordeten an sich. An Geld fanden sie nur drei Rubel und fünfzig Kopeken. In einem Sack entdeckten sie außer allerlei Hausgerät zwei Bücher.

Anfänglich wollten die Männer die Bücher wegwerfen, doch besannen sie sich eines bessern nahmen sie als Zigarettenpapier mit. Smoljonyj steckte sich die Bücher ein. Nachdem er abends die im Lauf des Tages geraubten Sachen noch einmal besichtigt hatte, zog er die

Bücher hervor und fing an, sie durchzusehen. Eines der Bücher trug die ihm unbekannte Aufschrift Glaubensstimme. Das andere war ein Neues Testament. An dieses Buch hatten sich ihm noch schwache Erinnerungen aus der Kindheit bewahrt; ein Neues Testament hatten auch seine Eltern in Sosnowka gehabt. Auf seiner Pritsche liegend fing Smoljonyj vor Langeweile an, die Stellen zu lesen, die sich ihm beim Öffnen des Buches gerade boten. So las er: „Da ist nicht, der nach Gott frage ... Ihr Schlund ist ein offenes Grab; mit ihren Zungen handeln sie trüglich; Otterngift ist unter ihren Lippen. Ihr Mund ist voll Fluchens und Bitterkeit. Ihre Füße eilen, Blut zu vergießen; in ihren Wegen ist eitel Schaden und Herzeleid, und den Weg des Friedens wissen sie nicht. Es ist keine Furcht Gottes vor ihren Augen“ (Römer 3,11–18).

Er überlegte: „Früher hat es auch schon solche Leute gegeben, wie wir es sind.“ – „Ihre Füße eilen, Blut zu vergießen ...“ Da tauchte in seiner Erinnerung das Bild auf, wie sie auf ihren schnellen Pferden den beiden Reisenden nachgejagt waren, wie diese sie um Schonung ihres Lebens gebeten hatten. Doch ohne das geringste Erbarmen hatten er und seine Genossen sie getötet. Bei dieser Erinnerung wurde ihm eigentümlich zumute, und er dachte weiter nach: „Wer mögen wohl diese Leute gewesen sein? Weshalb hatten sie dieses Buch bei sich?“

Er fing an, in dem Neuen Testament zu blättern in der Hoffnung, irgendwelche Mitteilungen über die Ermordeten zu finden. Aber er fand kein Dokument, aus dem man hätte erfahren können, wer die beiden gewesen und woher sie gekommen waren. Nur auf dem Titelblatt befand sich folgende Aufschrift: „15. Mai 1898 – der Tag meiner Bekehrung zum Herrn, meiner Buße und Wiedergeburt. An diesem Tag hat Er mir meine Sünden vergeben und mich mit seinem heiligen Blut gewaschen.“

Smoljonyj verstand den Sinn dieser Worte nicht, und er blätterte weiter und las einzelne Stellen des Buches. „Wisst ihr nicht, dass die Ungerechten das Reich Gottes nicht erben werden? ...“ Hierauf folgt die Aufzählung verschiedener Laster, und dann kommen die Worte: „Und solche sind einige von euch gewesen; aber ihr seid abgewa-

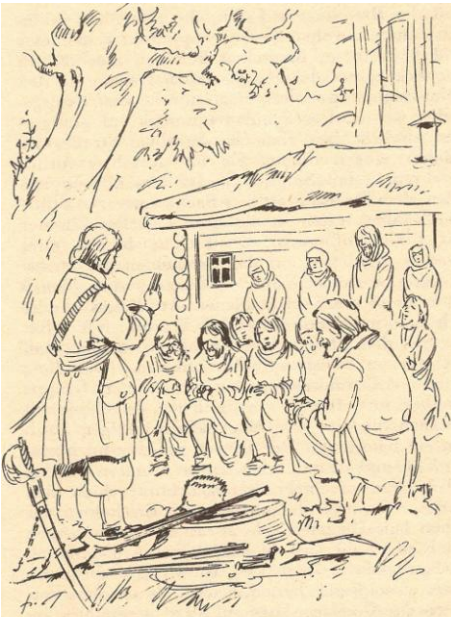
schen, ihr seid geheiligt, ihr seid gerechtfertigt worden durch den Namen des Herrn Jesu und durch den Geist unseres Gottes“ (1. Korinther 6,9–11).

Darauf las er das Gebet eines Menschen, der da sprach: „Herr, die Hälfte meiner Güter gebe ich den Armen, und wenn ich jemand betrogen habe, so gebe ich es vierfältig zurück“ (Lukas 19,8). Er schlug einige Seiten um und wurde vom 23. Kapitel des Lukasevangeliums sehr beeindruckt, in dem die Kreuzigung Jesu geschildert wird. Von besonderem Interesse für ihn war, dass mit Christus auch zwei Mörder gekreuzigt wurden, von denen der eine Buße tat und seine Sünden bekannte, wofür ihm Jesus das Paradies verhieß.

Smoljonyj klappte das Buch zu und legte es unter das Kissen. Dann hüllte er sich in seine Decke und versuchte einzuschlafen. Aber er konnte nicht schlafen. Sein Herz war voller Unruhe. Alle seine Bemühungen, die aufdringlichen Gedanken von sich zu weisen und einzuschlummern, waren vergeblich. Immer wieder stieg in seiner Erinnerung das Bild auf, wie jene beiden Reisenden auf ihren Knien liegend um Schonung flehten ...

Erst gegen Morgen fiel Smoljonyj in einen schweren Schlaf und erwachte dann mit neuer Unruhe im Herzen. Alle Kameraden bemerkten den besonderen Ausdruck auf seinem Gesicht und wussten nicht, welchem Umstand sie das zuschreiben sollten. Einige meinten, er sei erkrankt. Tagelang ging er verwirrt umher, und niemand vermochte aus ihm herauszukriegen, was eigentlich mit ihm geschehen sei. Seine Kameraden hörten nicht auf, nach der Ursache seines Trübsinns zu forschen, und endlich erklärte er einigen von ihnen, dass er nicht mehr ruhig werden könne, seitdem er etwas in dem Buch gelesen habe, das sie bei den Getöteten gefunden hatten. Bei dieser Erklärung bemächtigte sich aller ein eigentümliches Gefühl: Was war das wohl für ein Buch, durch das der fröhliche Kamerad so traurig geworden war? Die einen verlangten die Herausgabe des Zauberbuches, um es zu verbrennen; andere baten interessiert, ihnen das Buch zu lesen zu geben. Endlich beschloss man, das Buch gemeinsam zu lesen.

Als alle beisammen waren, las Smoljonyj ihnen die Stellen vor, die ihn so erschüttert hatten. Gespannt hörten sie zu. Gleich zu Anfang erklärte ein junger Räuber mit Bestimmtheit, dass dieses Buch ein Testament sei und dass er dasselbe gut kenne. „Meine Mutter war eine *Stundistin*[2]“, sagte er, „und las stets in den Evangelien. Sie führte mich oft in die Kinderversammlungen, wo dieses Buch gelesen und wo gesungen und gebetet wurde.“



Er schlug die Stelle auf, wo die Begegnung Jesu mit de beiden Besessenen geschildert wird.

Lange saßen die Männer beim Lesen des Buches zusammen und gingen dann schweigend aneinander. Die Mehrheit war in gedrückter Stimmung, niemand konnte begreifen, weshalb das Buch einen solch starken Eindruck auf sie machte. Seit jenem Tag versammelten sich die Räuber von Zeit zu Zeit, um das Neue Testament zu lesen. Seine Wirkung war so mächtig, dass sie sich seinem Einfluss nicht entziehen konnten.

Es verging ein ganzer Monat, da erklärte der junge Räuber, dessen Mutter eine *Stundistin* gewesen war, seinen Kameraden offen, er könne sein verbrecherisches Handwerk nicht mehr fortführen. Nach

---

[2] Der Begriff „Stundisten“ kam in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunächst in ukrainischen Gegenden auf und breitete sich durch verfolgende Behörden der Zaren und der Orthodoxen Kirche als Synonym für eine Bewegung rasch aus. Danach wurde der Begriff auch von den Gläubigen selbst gebraucht. Es entstand in deutschen Siedlungen, bei denen BibelSTUNDEn, GebetsSTUNDEn, ChorSTUNDEn und so weiter gepflegt wurden.

ihm erklärte dasselbe auch Smoljonyj. Sämtliche Räuber hatten die beiden bereits beobachtet, wie sie mit Tränen in den Augen gebetet hatten. Endlich folgte auch der Anführer der Bande ihrem Beispiel. Alle waren mit ihm einverstanden. Aber da tauchte bei ihnen die Frage auf, was sie nun tun und wie sie den neuen Lebensweg betreten sollten. Denn dazu müssten sie sich vor allen Dingen dem Gericht ausliefern.

Und dann würde es ihnen möglich sein, wenn auch nicht zehnfach, so doch wenigstens teilweise alle durch sie Geschädigten zufriedenzustellen? Das war natürlich unmöglich. Es blieb also nur die Auslieferung an die Obrigkeit übrig. Doch damit war die Mehrheit nicht einverstanden. Nur jener junge Räuber, der sich als erster entschieden hatte, ein neues Leben anzufangen, und mit ihm Smoljonyj und noch fünf Männer beschlossen, vor den Vertretern des Gesetzes ihre ganze Schuld zu bekennen.

So kam der Tag der Trennung näher. Der Abschied war bewegend. Die Kameraden baten Smoljonyj, ihnen zum Schluss noch etwas aus dem Neuen Testament vorzulesen. Er schlug die Stelle auf, wo die Begegnung Jesu mit den beiden Besessenen geschildert wird: Sie kamen aus den Höhlengräbern heraus, Jesus trieb die bösen Geister von ihnen aus und sie folgten Ihm dann als Geheilte nach. „So ist es auch uns ergangen“, fügte Smoljonyj hinzu. „Wir sind im Begriff, unser sündiges Leben aufzugeben. Lasst uns aufhören, den Menschen Böses zu tun und stattdessen Christus nachfolgen!“

Nach diesen Worten fiel Smoljonyj auf die Knie und bekannte mit lauter Stimme seine Übertretungen. Seinem Beispiel folgten auch die andern ... Bei dem allgemeinen Weinen und Stöhnen hörte man nur einzelne Wörter und unzusammenhängende Ausrufe: „Vergib! ... uns ... mir ... gedenke ... ich werde nicht mehr ... ich verspreche! ...“ und so weiter.

Nachdem die sieben Räuber sich von ihren Kameraden verabschiedet hatten, gingen sie mit den Waffen in der Hand in die nächste Stadt, die andern hingegen schlugen verschiedene Wege ein.

Festen Schrittes und entschlossen näherten sich Smoljonyj und seine Kameraden der Stadt. Gleich auf der ersten Straße lenkten sie

die Aufmerksamkeit der Bewohner auf sich, die sich nicht erklären konnten, woher diese Gruppe bunt gekleideter und bewaffneter Menschen kommen mochte. An der Ecke einer der Hauptstraßen fragten sie den Schutzmann, wo der Staatsanwalt des Kreisgerichts wohne. Der Schutzmann wies auf ein großes, zweistöckiges Haus in derselben Straße hin. Dorthin gingen die Räuber. Sie hatten schon vorher verabredet, dass Smoljonyj, der gewandteste von allen, dem Staatsanwalt ihre Sache vortragen sollte.

Die Räuber traten in ein großes, helles Zimmer mit Parkettfußboden, in dem bereits etwa zwanzig Menschen auf das Erscheinen des Staatsanwaltes warteten. Vor dem Eingang zum Dienstraum stand ein Gerichtsdiener. Smoljonyj wandte sich mit folgenden Worten an ihn: „Wir bitten Sie, dem Herrn Staatsanwalt zu melden, dass wir ihn unbedingt sprechen müssen.“ Der Bote schielte misstrauisch zu der bewaffneten Gruppe hinüber und fragte: „In welcher Angelegenheit kommen Sie?“ – „In einer sehr wichtigen“, antwortete Smoljonyj. Der Diener verschwand hinter der Tür, und schon nach wenigen Minuten standen die Räuber vor einem älteren, Ehrfurcht einflößenden Herrn, der durch das unerwartete Erscheinen der sieben bewaffneten Kerle etwas aufgeregt war.

Auch die Räuber, die sich in der Tajga zu diesem ungewöhnlichen Schritt des freiwilligen Bekenntnisses entschlossen hatten, waren aufgeregt, als sie dem Vertreter des Gesetzes Auge in Auge gegenüberstanden: „Gestatten Sie uns, Ihnen zu erklären, wer wir sind und wozu wir uns hier eingefunden haben“, begann Smoljonyj mit zitternder Stimme. „Wir sind Räuber, doch brauchen Sie sich vor uns nicht zu fürchten; wir sind gekommen, um Ihnen unsere Schuld zu bekennen und Buße zu tun. Wir haben erkannt, was für ein großes Unrecht wir getan haben und kommen nun, um die durch Gesetz für Räuberei festgesetzte Strafe abzubüßen. Verfahren Sie mit uns, wie es die Gerechtigkeit verlangt. Hier sind unsere Waffen, nehmen Sie sie. Bei diesen Worten legten Smoljonyj und seine Gefährten rasch ihre Waffen auf einen Haufen nieder.

Der Staatsanwalt wurde ganz verwirrt und konnte sich nicht so schnell wieder beherrschen. Es war das erste Mal in seinem Leben,

dass er dem Schuldbekenntnis einer ganzen Gruppe von Menschen beiwohnte, die sich freiwillig den Händen eines Vertreters des Gesetzes auslieferten. Endlich rief er die Polizei an. Nach wenigen Minuten erschien eine Abteilung bewaffneter Soldaten mit dem Polizeihauptmann an der Spitze. Nach der Durchführung des vorläufigen Verhörs wurde ein Protokoll aufgestellt und dann die Sache dem Untersuchungsrichter überwiesen. Als Smoljonyj während des Verhörs in allgemeinen Zügen seine Leidensgeschichte schilderte und über die Ursache sprach, die ihn und seine Genossen bewogen hatte, die verbrecherische Lebensweise in den Wäldern aufzugeben, wurde der Staatsanwalt und mit ihm alle Anwesenden sichtlich ergriffen, und nur mit Mühe konnten einige ihre Tränen verbergen. Es wurde ihnen schwer zu begreifen, dass die mit den Verbrechern plötzlich vorgegangene Veränderung nur die Folge ihrer Bekanntschaft mit dem Evangelium sein sollte.

„Ich will nicht mehr *Smoljonyj* heißen, sondern *Pawel Tichomirow*“, sagte der junge Mann, „ich will ab jetzt Gott und den Menschen dienen und ohne Murren die vom Gesetz vorgeschriebene Strafe auf mich nehmen. Wir sind jetzt in Ihren Händen.“ Diesen Worten pflichteten sämtliche Kameraden bei.

Aufgeregt gab der Staatsanwalt den Befehl, die sieben Verbrecher unverzüglich ins Gefängnis abzuführen und sie bis zum Ende der Untersuchung in Einzelzellen unterzubringen. Die ehemaligen Räuber wurden daraufhin abgeführt. Der Staatsanwalt blieb mit dem Polizeihauptmann allein im Dienstraum zurück. Lange besprachen sie miteinander dieses ungewöhnliche Ereignis. Denn gewöhnlich leugnen die Verbrecher ihre Schuld oder sie gestehen dieselbe nur unter dem Druck unanfechtbarer Beweise und wenn sie auf frischer Tat gefasst werden. Diese Männer hingegen waren freiwillig gekommen und hatten ein Bekenntnis abgelegt. Wie groß muss die Kraft des Evangeliums sein, wenn es die Menschen so völlig umgestaltet!

Der Polizeihauptmann entfernte sich, während der Staatsanwalt nach Beendigung der Sprechstunde sofort seiner Frau das Erlebnis mit den Räubern erzählte. Auch ihr Erstaunen war groß. Nach einigem Nachdenken sagte sie: „Einer von den mit Christus gekreuzigten

Mördern tat auch Buße, aber er hing am Kreuz und konnte nicht entfliehen; diese Menschen dagegen brauchten nicht zu kommen, sie konnten weiter ihr Handwerk treiben und sich in der Tajga verstecken. Das ist einfach ein erstaunlicher und in der Geschichte des Gerichtswesens nie da gewesener Fall!“

Der Abend brach herein, aber der Staatsanwalt und seine Frau konnten sich nicht zur Ruhe kommen. „Was denkst du, Tanja“, sagte der Staatsanwalt, „sollten wir nicht auch das Neue Testament lesen? Vielleicht erfahren wir, wodurch es so auf die Menschen wirkt, denn wir kennen es ja gar nicht.“ – „Ich habe es schon gelesen“, sagte Tatjana Alexandrowa würdevoll, allerdings verstehe ich nicht, was darin so auf die Räuber gewirkt haben soll.“

Der Staatsanwalt, Juriy Nikolajewitsch, erhob sich und ging in sein Bibliothekzimmer, ein Neues Testament zu suchen, während seine Frau in die Küche eilte, um dort das Abendessen vorzubereiten. Jurij Nikolajewitsch setzte seine Brille auf, schlug das Neue Testament auf und begann darin zu blättern. Seine Aufmerksamkeit wurde auf das zwölfte Kapitel des Johannes-Evangeliums gelenkt, und er fing an zu lesen. Beim Lesen billigte er in Gedanken Marias Handlungsweise, die für Christus wertvolle Salbe opferte, während er vom Standpunkt des Kriminalisten aus den Verräter Judas, diesen heimlichen Dieb, verurteilte und seine Taten unter die entsprechenden Gesetzesparagraphen stellte. Er staunte über die Allmacht Christi, der Lazarus auferweckte, als dessen Leib schon in Verwesung übergegangen war und wunderte sich über den Unglauben der Schriftgelehrten, die sich doch sicher Augenzeugen des großen Wunders waren. Er sann tief nach über das Gleichnis vom Weizenkorn, das zuerst sterben muss, ehe es Frucht bringen kann, doch er vermochte den wahren Sinn dieser Allegorie nicht zu begreifen.

Als er aber zu den Worten kam: „Wenn ich erhöht werde von der Erde, so will ich sie alle zu mir ziehen“, fühlte er, wie der Gekreuzigte ihm plötzlich so nahe trat, wie seine Seele warm wurde und sich ausstreckte nach dem Kreuz, von dem einst das große Wort erklungen war: „Es ist vollbracht!“ Und er überlegte, ob das wohl auch die Kraft war, die Tichomirow angezogen habe. Als er am Schluss des zwölften

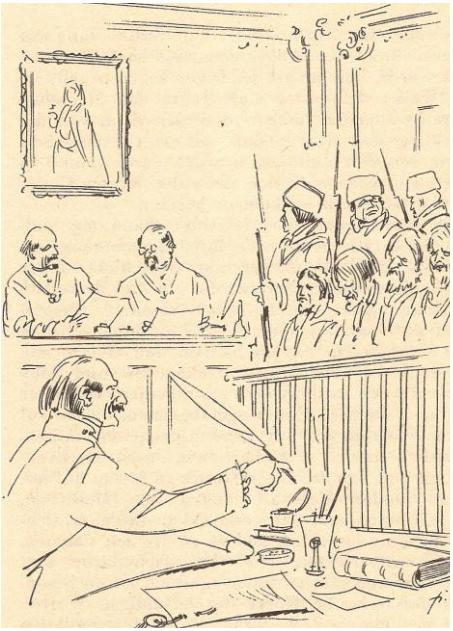
Kapitels die Worte las: „ Wer mich verachtet und nimmt meine Worte nicht an, der hat schon, der ihn richtet; das Wort, das ich geredet habe, das wird ihn am jüngsten Tage richten“, überfiel ihn ein gewisser Schrecken. Nun wurde ihm klar, weshalb die Räuber ihr lasterhaftes Treiben aufgegeben hatten ...

Bald darauf kam Tatjana Alexandrowa aus der Küche zurück. „Worüber denkst du nach, und was hat dich so erschüttert?, fragte sie ihren Mann. Jurij Nikolajewitsch fing an zu erklären, doch er konnte das ungewohnte Thema und die ungewohnten Gedanken nicht in die rechten Worte zu kleiden, und so verstand Tatjana Alexandrowa ihn nicht. Das Abendessen war beendet. In der Nacht fand Jurij Nikolajewitsch keinen Schlaf. Sobald er die Augen schloss, hörte er die Worte: „Mein Wort wird ihn richten“, und es schien ihm, als sei er der Angeklagte und als hörte er die Paragraphen des göttlichen Gesetzes, die ihn, den Staatsanwalt, für alle im Lehen vollbrachten Vergehen richteten und ihn zur ewigen Verdammnis in der höllischen Finsternis verurteilten, und als suche er und rufe er einen Verteidiger und könne doch keinen finden. Dann fiel Jurij Nikolajewitsch in einen kurzen Schlaf; aber auch im Schlaf fand er keine Ruhe.

Am Morgen erzählte er seiner Frau, was er am Abend und in der Nacht durchlebt hatte. Sie schrieb aber seinen Zustand dem überanstrengenden Dienst und seiner Nervosität zu. Und als er ihr sogar erklärte, dass er beschlossen habe, sein Amt niederzulegen, erschrak sie und meinte, er habe den Verstand verloren. Jurij Nikolajewitsch blieb jedoch fest in seinem Entschluss. Es war ihm klar geworden, dass der am Kreuz erhöhte Gottessohn auch ihn, den Staatsanwalt, zu sich gezogen habe und dass Er von nun an sein persönlicher Heiland sein sollte.

Pawel Tichomirow und seine Kameraden wurden in Einzelzellen untergebracht. Sämtliche Untersuchungsrichter, die die ehemaligen Räuber verhörten, wunderten sich über den von ihnen unternommenen Schritt und staunten besonders über die Tatsache, dass diese Menschen unter dem Einfluss des Evangeliums völlig umgestaltet waren.

So groß ist also die Kraft dieses göttlichen Buches, wenn man mit reinem Herzen und mit dem Wunsch, die Wahrheit zu erkennen, an das Neue Testament herangeht! Bald sprach man in der Stadt nicht nur von der Buße der ehemaligen Räuber und der plötzlichen unerklärlichen Abdankung des Staatsanwaltes, sondern auch davon, dass der Gefängnispriester die Isolierung der früheren Verbrecher gefordert habe mit der Behauptung, Tichomirow und seine Genossen verführten die andern Sträflinge zur Annahme ihres Glaubens. Aber es war schwer, das Feuer des Evangeliums zu dämpfen, und es loderte in allen Zellen auf. Viele Gefangene und auch einige Gefängniswärter hatten das zwölfte und sechzehnte Kapitel der Apostelgeschichte fast auswendig gelernt, so gefielen sie ihnen.



Nach einem Jahr standen die sieben Räuber vor dem Gericht.

Nach einem Jahr standen die sieben Räuber vor dem Gericht. Der neue Staatsanwalt brauchte angesichts des freiwilligen Bekenntnisses sich in seiner Anklagerede nicht so stark um die Beweisführung zu bemühen. Und der frühere Staatsanwalt, der jetzt als Verteidiger auftrat, bat die Geschworenen um Nachsicht für diese Menschen, die alles bekannt hatten und nun ein arbeitsames und ehrliches Leben beginnen wollten. Nichtsdestoweniger wurden sie zu zehn Jahren Zwangsarbeit verurteilt.

Sie nahmen das Urteil in aller Demut entgegen in dem Wissen, dass sie es verdient hatten und verzichteten auf ihr Recht, dagegen

Berufung einzulegen. Die Gerichtsverhandlung war öffentlich. Als den Angeklagten das letzte Wort erteilt wurde, bereute jeder von ihnen in schlichter Weise, dass er so viele Jahre den Menschen Unrecht zugefügt habe und sprach dann von der Wirkung des Evangeliums auf sein Innenleben. Viele von den Zuhörern wurden gerührt, und es war zu merken, dass der Same des Wortes Gottes in vielen Herzen zu keimen begann.

Nach Beendigung der Gerichtsverhandlung wurden die Sträflinge je nach ihrer Bestimmung einzeln in verschiedene Gegenden verschickt, außer Tichomirow und Solowjew, die ein und denselben Bestimmungsort hatten. Beim Abschied versprachen sie einander, unter allen Umständen ehrlich und dem Herrn treu zu bleiben und andern von seiner Liebe zu erzählen. Tichomirow und Solowjew wurden in die Gegend hinter dem Baikalsee gebracht. In allen Etappengefängnissen, die sie auf ihrem Weg in die Verbannung passieren mussten, erzählten sie von ihrer Errettung durch das Evangelium und von der Liebe Gottes zu jedem bußfertigen Sünder.

Überall fanden sich Menschen, die mit besonderer Aufmerksamkeit ihrem schlichten Zeugnis lauschten und es zu Herzen nahmen. Die Zwangsarbeiter, deren Los Tichomirow und Solowjew von nun an teilen mussten, waren besonders aufmerksame Hörer des lebendigen Wortes, und nach einiger Zeit ergaben sich einige von ihnen ganz dem Herrn. Nach zwei Jahren bemerkte auch die Gefängnisbehörde, dass die sonst stets unruhigen Sträflinge stiller geworden waren und dass einige sich tadellos aufführten.

Tichomirow hatte auf dem Weg in die Verbannung überall nach den Ansiedlern aus dem Verwaltungsbezirk Mogilew geforscht in der Hoffnung, irgendetwas über den Aufenthaltsort seiner Landsleute und in erster Linie auch seiner Schwester zu erfahren, und ob letztere noch am Leben sei. Alle Briefe, die er in seine Heimat schickte, blieben unbeantwortet.

O, wie oft musste er an sein liebes Schwesterchen denken! Wie gern hätte er ihr von all seinen Erlebnissen erzählt und über seine Bekehrung von den toten Werken zur lebendigen Hoffnung in Christus berichtet!

Da geschah es, dass nach einigen Jahren aus Anlass irgendeines wichtigen freudigen Staatsereignisses eine Amnestie erlassen wurde, durch die Pawel Tichomirow und Grigorij Solowjew vor dem Termin der Verbüßung ihrer Strafe frei kamen. Als sie sich von den durch sie in der Verbannung gläubig gewordenen Sträflingen verabschiedeten, befahlen sie Gott ihre geistlichen Kinder, diese aber weinten bei der Trennung.

Tichomirow und Solowjew traten nun zu Fuß den Weg in Richtung Irkutsk-Tomsk an. Ihr innigster Wunsch war, sich bis in ihre Heimat im europäischen Russland durchzuschlagen, an die sie sich noch dunkel erinnerten. Jeder, mit dem sie während ihrer Wanderung oder in den Herbergen zusammentrafen, interessierte sich für sie und fragte, wer sie seien, woher sie kämen und wohin sie gingen. Die Lebensgeschichte der ehemaligen Räuber bewegte sie zutiefst, und in vielen Herzen entbrannte der Wunsch, auch dem Herrn dienen zu dürfen.

In manchen Ansiedlungen fanden sie gläubige Geschwister, mit denen sie die Abende in brüderlicher Aussprache und dem Lesen des Wortes Gottes verbrachten. Die Gläubigen freuten sich über den Triumph des Evangeliums bei der Bekehrung der verlorenen Sünder und priesen den Namen des Herrn. In einer Ansiedlung, wo sie den Sonntag zubrachten und in einer großen Versammlung von ihrem früheren Leben und ihrer Rettung Zeugnis ablegten, entstand eine Erweckung. Eine Anzahl Seelen bekehrten sich zum Herrn. Groß war die allgemeine Freude wegen dieses Ereignisses.

***

Es geschah in den ersten Frühlingstagen. Die Flüsse traten aus ihren Betten, die ganze Natur lebte nach langem Winterschlaf auf. In großen Scharen strebten die Zugvögel den heimatlichen Gefilden zu, wo sie ihre Nester zurückgelassen hatten, auch Tichomirow und Solowjew eilten ihrer Heimat zu, wo man ihre Wohnungen längst zerstört hatte ...

Sie blieben auf ihrer Wanderung in der Nähe der Eisenbahnstrecke. Tichomirow bemühte sich vergeblich, auf den Namen jener Ei-

senbahnstrecke zu kommen, wo er die Eltern und seine Schwester verloren hatte. Er wollte so gern jene Schneeschutzwände noch einmal sehen, hinter denen er einst in seiner Kindheit so viel Schweres durchgemacht hatte. Bei der Erinnerung an das Durchlebte rannen ihm die Tränen über die Wangen, und er rief aus: „Ach, ihr meine Lieben ..., ihr habt mich allein gelassen, und nun muss ich einsam in der weiten Welt umherirren!“ Aber dann dachte er daran, wie auch der Sohn Gottes auf der Erde keinen Zufluchtsort hatte und selbst unter seinen Verwandten einsam war.

Der Tag ging zu Ende, als sich die Wanderer einem kleinen Städtchen näherten, das am Ufer eines Flusses lag, unweit der Eisenbahn. Sie bogen in eine Straße ein und fragten die Leute: „Gibt es hier Gläubige?“ Man zeigte auf ein hübsches kleines Haus inmitten hoher Tannen. Als sie sich dem Haus näherten, bemerkten sie vor der Haustür zwei spielende Kinder und etwas weiter hinten eine gutgekleidete junge Frau, die dort beschäftigt war und ihnen freundlich zunickte. Die Männer traten zu ihr hin und begannen ein Gespräch mit ihr. Sie sagten ihr, dass sie gläubig seien und baten sie um ein Nachtquartier.

Die junge Frau führte sie freundlich ins Haus und sagte dabei: „Für Brüder im Herrn findet sich immer noch ein Plätzchen.“ Darauf rief sie ihren Mann, der im Garten beschäftigt war. Er kam sofort herein, begrüßte freudig die Gäste und unterhielt sich mit ihnen. Seine Frau eilte hinaus, um den Abendtee zu bereiten. Bis das Wasser in der Teemaschine zum Kochen kam, hatte sie zwei Kühe gemolken und den Tisch gedeckt. Was gab es da nicht alles: große Stücke frischer Butter, einen großen Milchtopf voll Rahm, zwei bis drei Sorten Gebäck, gekochte Eier und herrliches Weißbrot –, all das zog die Blicke der ausgehungerten Wanderer auf sich. Die große Lampe warf ihr helles Licht auf die schneeweiße Tischdecke, und die saubere Hausfrau kam in ihrer weißen, mit Stickerei besetzten Schürze herein und sagte zu ihrem Mann: „Bitte die Brüder zu Tisch.“

Alle traten an die gedeckte Tafel, und der Hausherr bat um den Segen Gottes. Er dankte dem Herrn für seine Liebe und Fürsorge, dankte für die lieben Gäste und bat Ihn, Er möge sie im Glauben erhalten und die Speise segnen. Tichomirow befand sich zum ersten

Mal in seinem Leben an einem so reichlich gedeckten Tisch und in einer gastfreundschaftlichen Familie. Sein Herz strömte über von Freude und Wonne.

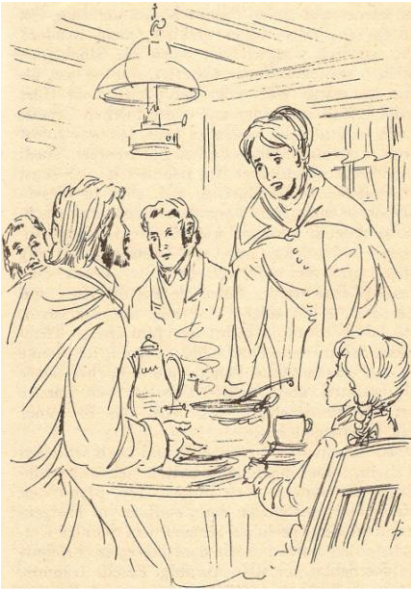
Die Kinder des Hauses, ein Junge und ein Mädchen, nahmen ebenfalls ihre Plätze am Tisch ein, schauten auf die Gäste und hörten aufmerksam dem Gespräch zu. Tichomirow hatte die vor dem Abendessen angefangene Erzählung an der Stelle unterbrechen müssen, wo die Räuber im Waldesdickicht zum ersten Mal das den ermordeten Reisenden geraubte Neue Testament lasen. Auf die Bitte des Hausherrn setzte Tichomirow seine Erzählung fort. In lebendigen Worten schilderte er, wie das Evangelium allmählich in sein und Herz und das seiner Kameraden eingedrungen sei, wie sie ihre Übeltaten bereut und dann beschlossen hätten, ihre Lebensweise zu ändern und sich der Justiz zu übergeben, wie der Staatsanwalt gläubig geworden sei und wie man sie verurteilt hatte. Er erzählte weiter von seinem Aufenthalt in den Transportgefängnissen und von den Jahren, die er in der Zwangsarbeit bis zur Amnestie zugebracht hatte.

Die Gastgeber konnten ihre Blicke nicht von dem Erzählenden losreißen, und die Hausfrau wischte sich öfter die Tränen ab, als wollte sie dieselben vor den Augen der andern verbergen. Bei der Erzählung verging die Zeit unbemerkt; die große Uhr kündete laut die Mitternachtsstunde an. Alle knieten nieder und dankten Gott für seine herrliche Tat zur Errettung der verlorenen Sünder.

„Wohin wollen Sie denn jetzt gehen?“, fragte bewegt die Hausfrau, als sich alle erhoben hatten. – „Wir haben beschlossen, in unsere Heimat zu gehen“, antwortete Tichomirow. – „Haben Sie denn dort Verwandte?“, fragte sie weiter. – „Ja, Solowjew hat noch eine Mutter, die gläubig ist und im Verwaltungsbezirk Kiew lebt. Ich aber habe niemand, weder Vater noch Mutter; ich gehe einfach, mein heimatliches Nest aufzusuchen, das heißt mein Heimatdorf im Verwaltungsbezirk Mogilew. Vor allen Dingen aber habe ich ein großes Verlangen, meinen Landsleuten von Christus und seiner Liebe zu ihnen zu erzählen.“ – „Sind Sie schon lange verwaist?“, fuhr die Hausfrau fort. – „Ich verlor meine Eltern, als ich acht Jahre alt war –, ich

habe sie hier in Sibirien, während unserer Übersiedlungsfahrt verloren. Mein Vater starb zwei Tage vor dem Tod meiner Mutter.“

Die Hausfrau griff mit beiden Händen nach dem Tisch und stand, vornübergebeugt, Tichomirow tief in die Augen blickend. Ihr Mann staunte sie verwundert an und konnte nicht begreifen, weshalb sie den Gast so gründlich ausforschte, anstatt die Betten für die Nacht herzurichten. Tichomirow fuhr fort: „Wir, meine Schwester und ich, blieben als Vollwaisen zurück; sie war etwas älter als ich. Am Tage nach dem Tod meiner Mutter verlor ich sie aus den Augen, und bis heute weiß ich nichts von ihr; sie ist sicher umgekommen, wie so viele verwaiste Kinder bei den unmöglichen Lebensverhältnissen der Umsiedler umkommen mussten.



„Bist du es etwa, mein lieber Bruder Pascha?“

Sie war ein gutes Mädchen und sorgte für mich wie die eigene Mutter.“ Und Tichomirow fing zu weinen an. Weiß wie der Tod und von Tränen überströmt rief die Hausfrau aus: „Bist du es etwa, mein lieber Bruder Pascha? Sag es mir schnell; mein Herz sagt es mir, du seiest es.“ – „Schura! Sehen dich meine Augen wirklich? Du – mein Engel, meine liebe Schwester!“ rief er aus, wie ein Kind weinend. – „Ja, ich bin es, ich hin deine Schwester, du, mein Lieber. Wie hat meine Seele um dich gelitten!“ Die Geschwister stürzten sich in die Arme, küssten sich und weinten. Dann lief Tichomirow auf die Kinder zu, die, auf die Mutter blickend, ebenfalls weinten; bald küsste er die Kinder, bald den Mann seiner Schwester.

An der allgemeinen Freude nahm auch Solowjew teil, der von dem unverhofften Wiedersehen der beiden Geschwister gerührt war. O, was war das für eine Freude! Schura war so aufgeregt, dass sie nicht wusste, was sie zuerst machen sollte. Immer wieder trat sie an Pascha heran, umarmte ihn und sprach: „Bist du es wirklich, mein Bruder? Sehe ich dich wirklich? O, welch ein Glück! Als ihr euch unserem Hause nähertet, war es mir, als habe ich etwas Wertvolles gefunden; mein Herz wurde erfüllt mit einer unaussprechlichen Freude – ich wusste nicht, woher es kam. Ich war sofort bereit, euch zu bewirten und zu beherbergen.

Nach so viel selbstdurchlebter Not nehme ich auch sonst mit Freuden Hilfsbedürftige auf, aber in diesem Fall schien mein Herz besonders danach zu trachten. Jetzt weiß ich auch warum: Mein lieber Bruder war es ja, der zu mir kam. Zwanzig Jahre lang haben wir uns nicht gesehen! O, welch eine Freude!“ Und wieder fielen sie auf die Knie und priesen Gott mit solcher Inbrunst wie nie zuvor. Alle lobten Gott, ja selbst das fünfjährige Töchterlein Schura betete: „Lieber Heiland, ich danke Dir, dass Du den Onkel Pascha zu uns geführt hast!“ Alle weinten und Alexei Wassiljewitsch dankte Gott für das wertvolle Geschenk, das Er seiner Frau beschieden hatte.

Es war bereits drei Uhr nachts und noch schliefen sie nicht, sogar die Kinder hatten sich nicht hingelegt. Sie tranken noch einmal Tee, plauderten miteinander und gingen dann endlich vor Morgengrauen zu Bett, nachdem sie sich dem Schutz Gottes befohlen hatten. Nach dem bewegten Erlebnis war der Schlaf bei allen unruhig. Pascha träumte, dass er im Wald den Räubergenossen das Evangelium vorlas. Der Abschied von ihnen, der Staatsanwalt, des Gericht, die Transportgefängnisse, die Zwangsarbeit.

Als er erwachte und sich überzeugte, dass alles nur ein Traum gewesen war, dankte er nochmals seinem Herrn. Beim Frühstückstee – wieder dieselbe Bewunderung und dasselbe Staunen über die Gnade Gottes und seine Fürsorge für die Waisen. Schura bat ihren Bruder, seine Erlebnisse seit der Trennung bei den Schneeschutzwänden an der Eisenbahnstation noch einmal zu schildern.

Sie selbst hatte in der Baracke für Mädchen auch viel zu leiden gehabt und war dort bis in den Spätherbst geblieben. Als die Kälte sich einstellte und die Baracke nicht geheizt wurde, brachen Epidemien aus, die die Kinder dutzendweise hinrafften. Da kamen gute Menschen aus den benachbarten Dörfern und nahmen die Kinder zu sich, um sie vor dem Erfrieren zu bewahren. Schura wurde von einer armen gläubigen Witwe, die selbst vier Kinder hatte, aufgenommen.

In einer kleinen Hütte mit flachem Rasendach brachte nun Schura den Winter bei Tante Dunja zu. Brot hatten sie genug. Tante Dunja pflegte stets das Neue Testament zu lesen und mit den Kindern zu beten. In dieser Siedlung befand sich auch eine Schule. Schura lernte fleißig, und das Lesen machte ihr viel Freude, besonders gern las sie im Neuen Testament. Als sie vierzehn Jahre alt war, bekehrte sie sich bewusst zum Herrn Jesus und bat um die Taufe, durch die sie in die Gemeinde aufgenommen wurde. Es vergingen noch vier Jahre. Schura war zur Jungfrau herangereift. Sie galt als tüchtige Arbeiterin und war die beste Sängerin im Chor.

Jeder liebte sie. Niemand kam es je in den Sinn, dass sie nicht die Tochter von Tante Dunja sei. Beide hatten einander sehr lieb. Der Gemeindechor des Dorfes besuchte nicht selten die Nachbardörfer und sogar die Städte, um für den Herrn zu wirken. Einst beschlossen die Sänger, in das Städtchen zu fahren, in dem Schura jetzt wohnte. Der Herr segnete ihren Dienst reichlich. Unter dem Einfluss der geistvollen Ansprachen des Predigers, der mit dem Chor gekommen war, und unter der Wirkung des wundervollen Gesanges bekehrte sich eine Anzahl Menschen zum Herrn, darunter auch ein junger Buchhalter, der in einem Handelshaus angestellt war.

Nach einem Jahr war er Schuras Mann, und jetzt lebten die beiden in Liebe und Eintracht miteinander und hatten zwei Kinder. Als Schura mit ihrem Bericht fertig war, erinnerte Pascha sie daran, wie er sich nach dem Tod der Eltern unter den Zug hatte werfen wollen und wie sie ihn dann überredet hatte, diesen verzweifelten Schritt nicht zu tun, indem sie sagte: „Verzage nicht, mein Lieber, Gott wird uns nicht verlassen.“

Jetzt mussten Schura und Pascha an die Worte des Psalmdichters denken: „Singt Gott, lobsingt seinem Namen ... Er heißt Herr; und freut euch vor ihm, der ein Vater ist der Waisen und ein Richter der Witwen. Er ist Gott in seiner heiligen Wohnung; ein Gott, der den Einsamen das Haus voll Kinder gibt; der die Gefangenen ausführt zu rechter Zeit ...“ (Psalm 68,5–7). Und sie priesen erneut den Herrn.

Mit der Absicht ihres Bruders, in die Heimat zurückzukehren und seine Verwandten und Bekannten zu Christus zu rufen, war Schura einverstanden, doch trieb sie ihr Herz, ihn auf seiner Reise zu begleiten und ihm in der Arbeit an den geretteten Seelen zu helfen. Alexei Wassiljewitsch gab gerne seine Einwilligung hierzu und versprach, auf den Jungen gut aufzupassen; ihr Töchterlein beschloss Schura mitzunehmen. Das Reisegeld erhielten sie von Alexei Wassiljewitsch.

Nach drei Tagen befanden sie sich bereits auf der Fahrt nach dem europäischen Russland. Endlich erreichten sie den Verwaltungsbezirk Samara, dann folgten Saratow, Sensa, Woronesh, Kursk und Kiew. In Kiew verabschiedete sich Solowjew von Pascha und Schura und fuhr in sein Heimatdorf, in der Hoffnung, nach dem Wiedersehen mit seiner Mutter zu ihnen zurückzukommen. Die Geschwister fuhren weiter nach dem Verwaltungsbezirk Mogilew. Da war auch schon ihr Heimatdorf Sosnowka! Dort angekommen, fragten sie nach der Familie Tichomirow, und es stellte sich heraus, dass in Sosnowka noch zwei Brüder ihres Vaters, zwei Tanten und einige entfernte Verwandte lebten. Alle verwunderten sich über das Auftauchen von Pascha und Schura, von denen sie gehört hatten, dass sie nach dem Tod der Eltern vor Erreichen des Reiseziels ebenfalls gestorben seien. Alle luden sie als Gäste ein.

Bald erfuhren alle, dass die wiedergefundenen jungen Verwandten „Evangelisten“ seien. Wenn sie aufgefordert wurden, die Freude des Wiedersehens durch Trinken zu feiern, lehnten sie mit der Begründung ab, dass sich so etwas für Christen nicht gezieme. Aber weshalb denn nicht, verwunderten sich die Dorfbewohner. Waren sie nicht auch Christen und tranken bei jeder Gelegenheit Branntwein?

Hieran knüpfte sich dann meistens eine Aussprache, und später ging man über zum Lesen des Wortes Gottes.

Großen Eindruck machte auf alle Paschas Schilderung, wie er zu neuem Leben gekommen war. Fast jeden Abend versammelten sich die Bewohner von Sosnowka bei Tichomirows, um das Wort Gottes zu hören, und ganz allmählich durchbrach die Wahrheit des Evangeliums die Rinde der veralteten Vorurteile eines rein äußerlichen Formenglaubens. Viele fanden in Christus ihren persönlichen Heiland und beschlossen, Ihm ihr Leben ganz zu weihen.

Da brach eine neue Prüfung herein. Der Priester wurde erregt und brachte die Polizei der ganzen Umgebung auf die Beine, indem er angab, es sei ein Sträfling hergekommen, der alle Grundfesten des prawoslawischen Glaubens im Volk erschüttere, und wenn die Behörden nicht eingreifen würden, liefen die Grundfesten des Staates Gefahr, durch diese neue Lehre erschüttert zu werden. Nachts erschien in der Wohnung der Tichomirows ein Schutzmann und führte Pawel zum Vorsteher der Landpolizei. Am nächsten Morgen kamen der Untersuchungsrichter und der Priester in die Kanzlei des Vorstehers. Nach dem Verhör wurde ein Protokoll aufgestellt, das auf Verführung lautete. Bis zur Gerichtsverhandlung brachte man Tichomirow unter polizeilicher Aufsicht ins Kreisgefängnis.

Schwester machte sich große Sorgen um ihren Bruder. Sie musste ohne ihn nach Sibirien zurückkehren, ohne ihn noch einmal gesehen zu haben, da der Besuch der Verhafteten vor der Gerichtsverhandlung nicht gestattet war. Nach einigen Tagen schrieb Pascha an seine Schwester einen Brief folgenden Inhalts: „Meine teure Schwester Schura! Ich bitte dich, trauere nicht um mich ... Ich bin sehr froh dass ich nicht mehr als Räuber und Dieb im Gefängnis sitze, sondern als Christ gewürdigt bin, an den Leiden meines Heilandes teilzuhaben. Ich freue mich hierüber unbeschreiblich, da im Gefängnis viele verlorene Seelen nach der Erlösung dürsten, die ich ihnen in Christus bringen darf. Verzage nicht, sondern bete für mich. Ich küsse Dich, Deinen Mann und Eure Kinderchen.“

Bis zur Gerichtsverhandlung verstrich ein ganzes Jahr, und Pawel war schon in drei verschiedenen Gefängnissen gewesen. Überall predigte er Christus, und überall entschieden sich Sünder für den Weg des Heils. Die Gefängnispriester baten die Behörde, sie von diesem Ketzer zu befreien, mit dem ein Auskommen unmöglich sei. Das Gericht verurteilte Tichomirow zu zweijähriger Verbannung in dem Verwaltungsbezirk Jenisseik wegen „Verführung der Rechtgläubigen zum Stundismus“. Es hatte sich herausgestellt, dass allein in Sosnowka an die hundert Menschen aufgehört hatten, zum Priester zur Beichte zu kommen und die Heiligenbilder anzubeten.

Sie durften ihn nur durch das Gitterfenster des Arrestantenwagens begrüßen.

Bald nach der Verurteilung wurde Pawel über verschiedene Transportgefängnisse wieder in das ihm so bekannte Sibirien gebracht. Es gelang ihm, Schura und ihren Mann zu benachrichtigen, mit welchem Zug er die ihnen am nächsten gelegene Eisenbahnstation passieren würde, und sie kamen dorthin, um ihn noch einmal zu sehen. Sie durften ihn nur durch das Gitterfenster des Arrestantenwagens begrüßen. Schura weinte, denn ihr Bruder tat ihr leid. Er aber schaute sie freudig lächelnd an und gab ihr dadurch zu verstehen, dass er froh war, für Christus leiden zu dürfen.

Auch diese beiden Jahre vergingen. Das Leben Tichomirows in der Verbannung spiegelte überall das reine und heilige Leben Christi wider, was auch die Ursache der Wirkung seines Zeugnisses war. Während dieser zwei Jahre stand er im Briefwechsel mit Schura und auch mit Solowjew. Dieser teilte ihm mit, dass er im Heimatdorf geblieben sei, wo ihn die kleine Gemeinde der Evangeliumschristen brüderlich aufgenommen habe, und dass er dort in großem Segen arbeiten dür-

fe. Seine Mutter war noch am Leben und sehr glücklich darüber, dass Gott ihre Gebete erhört und ihren Sohn gerettet hatte. Jetzt beschloss sie fröhlich und zufrieden ihren Lebensabend bei ihrem Sohn, einem ehrlichen und enthaltsamen Christen.

Nach Ablauf der Verbannungszeit fuhr Pascha zu seiner Schwester, fest entschlossen, sein ganzes Leben der Rettung verlorener Sünder zu widmen. Er wollte sich nicht durch die Ehe binden, damit ihn nichts an der Verkündigung der Heilsbotschaft Gottes an die Menschen hindere, jenes Evangelium, das ihn und viele Verlorenen mit ihm völlig umgestaltet hatte. Er arbeitete in der Gemeinde jener Stadt, in der Schura lebte und auch an anderen Orten Sibiriens, seine ständige Wohnung aber hatte er bei seiner Schwester, worüber sich auch sein Schwager freute. Schura begleitete ihren Bruder oft auf seinen Wegen in die Dörfer als seine Mitarbeiterin im Weinberge des Herrn. Das geistliche Leben der Gemeinde in ihrer Stadt blühte.

Auf die erste Seite des Neuen Testaments, das Pawel Tichomirow einst dem von ihm erschlagenen Bruder abgenommen hatte, schrieb er folgende Worte: „Vergib mir um Christi willen, teurer Bruder; ich tötete dich, da ich selbst tot war in meinen Sünden. Der Herr hat mir vergeben und mich zu neuem Leben erweckt. Dein unzeitiger leiblicher Tod hat nicht nur mich, sondern mit mir auch viele andere Sünder und Mörder zum ewigen Leben geführt. Dein Neues Testament hat wie ein lebendiger Strom mein hartes Herz erweicht und meinen Durst gestillt und fließt nun weiter, indem auch andere Seelen erquickt und belebt werden. Gepriesen sei dafür dein und mein Gott! Amen!“

Wo keine Bibel ist im Haus

Wo keine Bibel ist im Haus,
Da sieht's gar öd und traurig aus,
Da kehrt der böse Feind gern ein,
Da mag der treue Gott nicht sein!

Drum Menschenkind, ach, Menschenkind,
Dass nicht der Böse Raum gewinnt,
Gib deinen letzten Groschen aus,
Und kauf ein Bibelbuch ins Haus!

Schlag's schon am frühen Morgen auf,
Hab all dein Sehnen und Sinnen drauf,
Und lies dich immer mehr hinein,
Bei Tag und Nacht im Kämmerlein.

Merk, was es warnend, tröstend spricht,
Erfass es gläubig, zweifle nicht.
Als deinen Schild drück's an dein Herz
Und halt dich dran in Freud und Schmerz.

Nimm dir's zum Stecken und zum Stab,
Halt's fest in Händen bis zum Grab!
Des Lesens und des Lebens Lauf
Beginn und höre mit ihm auf!

© Werner Mücher
Übersetzung aus dem Russischen
Verbreitung Christlicher Schriften, Biel 8 (Schweiz)
Sprachliche Bearbeitung: Werner Mücher